

Nr. 290 Bydgoszcz / Bromberg, 21. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(19 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das Flugzeug rollte über das weite Feld und kam schnell vom Boden hoch. Ein großer silberner Vogel, flog es durch den Sonnenschein. Edith flog zum ersten Male in ihrem Leben. Larry hatte sie merkwürdigerweise zum Flugplatz gebracht und ihr Hals- und Beinbruch gewünscht. Er haßte Flugzeuge, er, der freche, abgebrühte, moderne Amerikaner, hatte Angst vor dem Fliegen. „Mit Lindbergh ja", hatte er gesagt, „sonst nicht." Er schickte nicht einmal ihm wichtige Briefe per Flugpost.

Die Wüste glühte heiß zu Edith hinauf, die Bergspitzen ragten, die Flüsse schlängelten sich wie breite Stahlbänder durch die Landschaft. Die Eisenbahnschienen blinkten, ein See schimmerte. Ein Radio sendete Musik. Vier Leute spielten Bridge. Die hostess erzählte einem ängstlichen kleinen Herrn, der die Hände gottergeben gefaltet hielt, lustige Geschichten, um ihn in gute Laune zu versetzen. Zwei blütenweiß gekleidete Neger servierten einen erstaunlich guten Lunch.

Edith betrachtete die Mitreisenden. Da war eine ganze Familie. Vater, Mutter, zwei Kinder, eins davon noch ganz klein; eine ältere, würdige Dame, die keine Großmutter, sondern eine bekannte Journalistin war, ein herrlich aussehender junger Mann, das Double eines bekannten Filmhelden; ein dicker kleiner Mann, der eine dicke kleine Zigarre rauchte und aus Kuba stammte und in seinen Akten blätterte: zwei hagere Engländer, die Direktoren einer englischen Filmfirma waren und sich leise und abfällig über Hollywood unterhielten. „Alles übersetzt", sagte der eine, „nichts Richtiges, nichts Gesundes, mir gefällt es nicht. Es muß die Hölle sein, da leben zu müssen." Edith hörte es und lächelte. So verschieden konnten Ansichten sein.

Einige Male landeten sie und faßten Benzin und Öl, und neue Passagiere stiegen ein. Dann wurde es dämmerig. Das Gong rief zum Abendessen, die Stewards begannen, die Betten zurechtzumachen.

Noch eine Landung, zwei Reisende stiegen aus, ein anderer Pilot übernahm die Maschine zum Nachtflug. Das Flugzeug hob sich in einen sternenübersäten Himmel. Die Passagiere gingen schlafen. Auch Edith entkleidete sich und legte sich nieder. Aber sie konnte nicht schlafen. Ihr romantisches kleines Herz wollte keine Ruhe geben. Der fliegende Teppich, dachte sie, der Himmel steht voller Sterne, der Mond scheint, Berge und Täler, Wüsten und Meer, ich fliege durch die Nacht nach Newyork. Ich fliege zu Mister Miller. Miller, dachte sie. Plötzlich fielen ihr die kleinen goldgepreßten Initialen ein, auf einer schwarzen Brieftasche aus Saffianleder, die sie im Waschraum einer französischen Untergrundbahn geöffnet hatte. M. R. Er mußte Richard heißen oder Rudolf oder . . . sie sann eine Weile über alle möglichen Namen nach, die mit R begannen, aber es fielen ihr keine ein. Sie wollte gerade einschlafen, als das Flugzeug zu tanzen begann. Es schwankte heftig, fiel von einem Luftloch in ein anderes. Sie hörte den Sturm heulen, der unerwartet sich aufgemacht hatte. Stimmen wurden laut. Türen schlugen. Auch an ihre Türe wurde geklopft. Die hübsche junge hostess steckte ihren Kopf herein und lächelte.

„Es ist nichts", sagte sie, „nur ein bißchen Nebel und Wind. Ich wollte nur fragen, ob Sie ein Schlafmittel haben wollen. In solchen Nächten sollte man am besten ein Schlafmittel nehmen, damit man ausgeschlafen aufwacht, wenn man ankommt."

„Nein, danke", sagte Edith. „Ich brauche nichts."

Die hostess wünschte ihr eine angenehme Nacht, schloß die Türe und wandte sich den anderen Fahrgästen zu, um sie zu unterhalten, sollte es nötig sein. Edith hörte, wie sich der kleine Mann, der sich schon im schönsten Sonnenschein geängstigt hatte, weigerte, ins Bett zu gehen. „Das kann niemand von einem verlangen", schrie er, überhaupt: man sollte Fallschirme bekommen. Jeder Passagier sollte seinen eigenen Fallschirm mit der Flugkarte zugleich ausgehändigt bekommen."

Er saß verkrampft in seinem kleinen Sessel und weinte fast vor Aufregung und Angst.

Edith schob die Gardine von ihrem kleinen Fenster zurück. Kein Stern strahlte mehr, kein Mond schien. Alles war dunkel und grau, die Wolken, die von dem Schein des Lichtes getroffen wurden, jagten wie wilde Tiere durch den Äther. Der Sturm heulte, die Maschine tanzte. Sie flogen zweitausendfünfhundert Meter hoch und die Luft wurde dünn.

Es war noch gar nicht so lange her, daß Mister Miller in einer Sturmnacht auf ihrem Bett gesessen und sie getröstet und ihr Mut zugesprochen hatte. Wenn er nur diesen häßlichen blonden Bart nicht tragen würde, der irgendwie wie angeklebt aussah und so gar nicht zu seinem Gesicht passen wollte.

Eine Bö faßte die Maschine und warf sie zweihundert Meter tiefer.

Edith versuchte zu atmen. Ihre Ohren dröhnten von der Höhe. Nie würde sie seine Augen vergessen, zwei helle graue Lichter mit den strahlenden Pupillen, die wie geschliffene schwarze Diamanten aussahen.

Nebenan mußte jemand schlecht geworden sein.

Wenn nun die Maschine abstürzte, irdendwo aufschlug, zu brennen begann? Edith richtete sich in ihrem Bett auf und trank in kleinen Schlucken etwas Eiswasser. Sie mußte nach Newyork kommen. Sie mußte, komme was wolle, in Newyork eintreffen. Sie mußte Mister Miller für seine Liebenswürdigkeit, ihr zu helfen, sie wieder anzustellen, danken. .

Die Motoren dröhnten, einen Augenblick schien es, als setze der eine von ihnen aus, dann wurde es plötzlich merk-

würdig still. Aber es mußte eine Täuschung gewesen sein, der immer noch anwachsende Sturm, der mit hundert Meilen daherraste, verschlang nur die Geräusche.

Irgend jemand lachte laut und hoch. Es klang schaurig. Vielleicht war es der kleine Mann, der sich so wahnsinnig ängstigte. Vielleicht war er vor Angst verrückt geworden. Edith hörte jetzt wiederum das Öffnen verschiedener Türen. Leute gingen über den schmalen Flur. Dann hielt auch sie es nicht mehr aus und kleidete sich unter einigen Schwierigkeiten an. Der Hauptraum war fast voll, als sie ihn betrat, alles hatte sich in die große Kabine geflüchtet, menschliche Gesellschaft suchend. Nur die beiden Engländer fehlten, jemand sagte, sie schliefen tief und laut schnarchend, als bliese ein sanfter Zephir und kein Orkan. Die ältere Dame schrieb eifrig auf einer kleinen lautlosen Schreibmaschine und versuchte immer wieder, in Kontakt mit dem Piloten zu kommen, was streng verboten war. Die beiden Kinder weinten, weil sie ihre Mutter weinen sahen und nicht wußten, was das bedeutete. Dem schönen jungen Menschen, dem Double, war hundeelend und er spuckte ununterbrochen. Der kleine dicke Mann zündete sich eine neue dicke kleine Zigarre an.

„Wir müssen über Dayton sein“, bemerkte er und verstummte dann wieder. Die hostess versuchte ein allgemeines Gesellschaftspiel in Gang zu bringen, aber niemand hatte Lust zu spielen. Die Stewards servierten Whisky und kleingehackte Eisstücke. Die Maschine tanzte. Es schien nie Morgen werden zu wollen. Für zwanzig Minuten begann es zu hageln. Das Flugzeug ging so tief wie möglich, um Eisbildung auf den Tragflächen zu vermeiden.

Edith aber dachte an Miller.

Sie war weder luftkrank noch teilnahmslos, noch hatte sie Angst. Sie mußte ganz einfach in Newyork ankommen. Das war alles.

Endlich dämmerte es, der Sturm ließ ein wenig nach. Die Gefahr schien vorüber. Die meisten der Fahrgäste schleppten sich auf ihre Betten zurück. Zwei Stunden später landeten sie zum letzten Male vor Newyork in Pittsburg. Hier wurde ihnen mitgeteilt, daß sie wegen des Wetters warten müßten. Sie tranken heißen Kaffee und aßen Spiegeleier im Restaurant des Flughafens. Vier große Maschinen standen auf dem Feld, mit eisernen Stricken wegen des heftigen Windes am Boden verankert. Die übermüdeten Piloten, die den grauenhaften Nachtflug durchgeführt hatten, saßen in der Kantine zusammen. „Beinahe wäre ich bei der Landung abgerutscht, bekam eine Seitenbö“, sagte der eine und schlief schon ein. Ein anderer telephonierte nach einem entfernten Orte, wo seine Frau sich ängstigen mochte.

Im Restaurant ging der Lautsprecher. Die Leute pokerten, bridgten, lasen oder schliefen. Alles wartete. Immer wieder klingelte das Telephon. Man telephonierte nach Newyork und nach Chikago und nach Toronto und Washington. Sie mußten sechs Stunden warten, bis das Wetter wieder gute Möglichkeiten versprach.

Es war bereits Mittag, als sie Newyork anflogen.

Die Landezeichen leuchteten zu ihnen herauf. Sie setzten sanft auf dem Boden auf, die Maschine rollte aus. Signale läuteten oder blinkten.

Die Türen öffneten sich.

Edith verließ als erste das Flugzeug. Ein paar Journalisten liefen ihr entgegen.

„Wie war der Flug?“

Sie ließ die anderen für sich antworten, sie hörte, wie hinter ihrem Rücken der kleine ängstliche Mann eine phantastische Beschreibung über die vergangene Nacht gab, in der er angeblich sich heldenhaft benommen hatte, trotz seiner eigenen Besorgnisse den anderen Mut zugesprochen, sie aufgeheitert hatte. —

„Mister Miller?“ fragte Edith im Biltmore-Hotel etwas später.

Man händigte ihr einen Brief aus. Edith öffnete ihn sofort. Er konnte jetzt nicht fort sein. Er sollte nicht fort sein.

„Ich mußte nach Jupiter. Dort bleibe ich eine Woche. Wenn Sie wollen, kommen Sie nach, sonst warten Sie auf mich in Newyork. Miller.“

„Ich möchte ein Zimmer . . . nein, nur für eine Nacht“, sagte Edith. „Ich verreise morgen.“

Als sie endlich im Bett lag, weinte sie. Die Enttäuschung war zu groß.

VII.

Edith fuhr am nächsten Tage gegen Mittag mit dem Floridaexpreß von Newyork fort. Amerikanische Züge waren ihr jetzt nicht mehr fremd, sie fand sich nach der viertägigen Fahrt nach Kalifornien schnell und sicher in ihnen zurecht und traf pünktlich am anderen Morgen in Jacksonville ein. Dort nahm sie nach einer halben Stunde Wartezeit einen Omnibus der Graphoundlinie, wie es ihr der Portier im Biltmore-Hotel geraten hatte, um wenigstens etwas von der Fahrt an der Küste entlang zu haben. Der Bus sollte um zwei Uhr Jacksonville verlassen, aber das Ein- und Ausladen der zahlreichen Gepäckstücke nahm mehr Zeit als vorausgesehen in Anspruch und sie fuhren mit ziemlicher Verspätung ab.

In den ersten fünf Minuten glaubte Edith, ohnmächtig von der Hitze und dem Geruch zu werden, der in dem stehenden Wagen hing, die Ausdünstung von sechsundzwanzig Leuten, von denen acht im Rücksitz Schwarze waren. Aber sowie sie fuhren, wurde es besser. Edith drehte ihr Fenster hinunter, rückte an dem Hebel, der ihren Stuhl verstellte und lehnte sich zurück. Hinter ihr gab eine junge Negerin ihrem Baby die Brust. Kein Mensch drehte sich um, alle schienen es ganz natürlich und in Ordnung zu finden.

Der Wagen zitterte über eine schlechte Straße dahin, die Hüte, die in einer Art Ring über den Köpfen der Reisenden baumelten, schaukelten. Das Radio quietschte, der junge, gut aussehende Fahrer unterhielt sich mit einem jungen Mädchen. Dann wurde die Straße besser und sie fuhren ziemlich flott drauflos. Der hagere ältere Mann, der neben Edith saß, fragte plötzlich, sich zu ihr wendend: „Kennen Sie St. Augustine“, und als sie verneinte, setzte er hinzu: „eine wahre Schande, Sie sollten aussteigen und einen Tag lang sich die Stadt ansehen, es lohnt sich, glauben Sie mir. Dort werden Sie das älteste Haus Amerikas sehen, den Sklavenmarkt, die größte Alligatorenfarm, das schönste Fort . . . San Harco.“

Edith ließ ihn sprechen. Sie dachte, daß ganz Amerika nur aus Superlativen bestand. Das älteste Haus, das beste Hotel, die schönste Frau, der grandioseste Film, der berühmteste Arzt, der größte Mist, die höchsten Wolkenkratzer.

Alle Fahrgäste begannen miteinander zu sprechen, bis auf die wenigen, die in ihren erstaunlich bequemen Stühlen eingenickt waren. „Hier ist die Gegend nicht besonders schön“, sagte der Mann neben ihr. „Aber eine halbe Stunde später werden Sie Augen machen kleines Fräulein.“

Er zog ein zerknittertes Päckchen Zigaretten aus der Tasche und bot ihr an. Edith lehnte dankend ab. Der Mann hatte ein merkwürdiges Gesicht, ein abstoßendes und intelligentes Gesicht. Er mochte Mitte der Fünfzig sein und war ziemlich gewöhnlich angezogen. Aber Edith hatte schon gelernt, daß es sinnlos war, Amerikaner nach Äußerlichkeiten zu beurteilen. Jemand, der arm aussah, konnte reich sein und ein Elegant brauchte keinen Dime in der Tasche zu haben. Der Mann hatte kleine, kluge schwarze lebhafte Augen, die Augenlider waren leicht gerötet. Er gefiel ihr nicht.

Edith öffnete, um ein weiteres Gespräch abzuschneiden, einen Katalog, den man ihr im Graphoundoffice überreicht hatte und der die Vorteile pries, die der Reisende haben sollte, wenn er einen Omnibus der Linie nahm. Dann schlug sie eine andere Broschüre auf. Gelangweilt las sie eine Aufforderung an die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, in „Die Sonnenstube Amerikas“ zu kommen, nach Florida zu reisen, das, den gesperrt gedruckten Buchstaben nach, aller Vorteile der Welt zu bieten schien. Phantastische Straßen . . . berühmten Sonnenschein in der Tat . . dreihundertfünfzig Tage Sonnenschein im Jahr . . . die besten Kuren . . . ein mildes Klima jahraus, jahrein . . . Ozeanluft und Fichtennadelduft, unübertroffene Sternennächte und den schönsten blauesten Himmel, tropische Vegetation,

die buntesten Blumen, die wildeste Dschungel, die interessantesten Vögel, das gesündeste Landleben, die besten Möglichkeiten zu Fischen, den fruchtbarsten Boden, die saftigsten Früchte, die heilendsten Wasser, die schönsten Badegelegenheiten im Ozean, in Flüssen und Seen, die vielfältigste Jagd: auf Rotwild, Alligatoren, Wildkatzen, wilde Truthähne und Enten. Die großartigsten Vergnügungen: Pferderennen, Autorennen, Regatten; die scharmantesten Läden, die gepflegtesten Kamps für Autos, die luxuriösesten Hotels und Privathäuser, das schmackhafteste Essen, die elegantesten Klubs, die phantastischsten Schulen und Museen, die weitesten Golf- und Poloplätze, der reichste historische Hintergrund, und Romantik . . . Romantik . . . Romantik . . .

Edith lächelte gelangweilt und verächtlich. Die großartige Reklame erschien ihr irgendwie schamlos. Sie war überrascht, als das Land um sie her wirklich immer schöner wurde. Königspalmen, Dattelpalmen, Kokosnußpalmen, die gewöhnliche Kohlpalme wechselten mit Gummibäumen, Zypressen, Rieseneichen und Eukalyptus, Pinien und Banyanbäumen, Wassereichen und australischen Fichten, Bambus-Zuckerrohr, Oleander und Hibiskus, Bignonias und brasilianischen Pfefferbäumen, Magnolien, Jasminsträuchern, spanischen Moos und Schlingpflanzen, deren Wurzeln in der Luft hingen.

„Hab' ich es Ihnen nicht gesagt?" meinte der Mann neben ihr. „Sie sind fremd hier, was? Keine Amerikanerin? Was? Man hört es am Akzent. Bin auch kein waschechter Amerikaner, obwohl hier geboren. Meine Eltern kamen aus Italien. Kennen Sie Italien?"

„Flüchtig", murmelte Edith.

Die ersten Apfelsinenplantagen tauchten auf und wechselten mit Grapefruit- und Zitronen-Pflanzungen. Gelb und golden schimmerten die Früchte unter ihren dunklen, wie lackiert grünen Blättern.

„Der Winter war unerfreulich", sagte der Mann, „ein besonders kalter Winter, was die Nächte anbetraf. Wir haben viel Arbeit gehabt . . . Ich bin nämlich Besitzer einer Orangegrove, wissen Sie, oft haben wir kein Auge zutun können, mußten nämlich die Öfen herausstellen, jede Pflanze bekommt ihren Ofen. Was nützen schließlich alle modernen Erfindungen, diese verfluchten kleinen Dinger muß man mit Holz und Kohle selber heizen."

„Wie interessant", sagte Edith höflich und wandte den Kopf, blaue kleine Buchten flogen an dem offenen Fenster vorbei. Segelschiffchen und Ruderboote glitten über die Flüsse, die das Land durchzogen. Das Meer tauchte auf, begleitete sie ein Stück Weges. Sie überholten einen großen Lastwagen. Vollgeladen mit riesigen Palmen, die irgend wohin transportiert wurden, um groß und stark und schön, wie sie waren, eingepflanzt zu werden. In dem reichen Boden schlugen sie sofort Wurzeln.

„Auch komisch", sagte der Mann, „wenn nicht vor ein paar Jahrhunderten hier ein Schiff gestrandet wäre an der Küste von Florida, das zufällig als Ladung Kokosnüsse führte, würde es wahrscheinlich keine einzige Palme hier geben."

Es gab kein Entrinnen. Der Mann schien ein lebender Baedeker und stolz darauf, seine Kenntnisse mitteilen zu können. „Ja, ja", sagte er, „Ponce de León, Sie werden den Namen sicher schon gehört und gelesen haben, gab diesem Land seinen Namen, als er es am Palmsonntag im Jahre 1513 betrat, dem Tag, den man in seiner Heimat blühende Ostern nannte . . . Pascua Florida."

Der junge Fahrer in seiner graugrünen straffsitzenden Uniform drehte sich herum und schrie: „Leute, zehn Minuten Rastpause, wird uns allen gut tun, uns ein bißchen die Füße zu vertreten."

Der Wagen hielt. Der Fahrer öffnete durch einen sinnreichen Mechanismus die große schwere Tür und die Menschen kletterten heraus. Sie hielten mitten auf der Landstraße vor einer ziemlich großen Garage, an die ein kleiner Drugstore angegliedert war. Ihr gegenüber befand sich ein Stand mit herrlichen Früchten und zwei hübschen jungen Mädchen, die sie verkauften.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schönste: Die Vorfreude.

Eine vorweihnachtliche Betrachtung.

Von Alfred Hein

Das schönste ungeschriebene Gedicht meines Lebens, das ich kenne, ist der Kuchenduft in unserer guten Stube zuhaus in den letzten Tagen vor Weihnachten. Wie ich noch ein Junge war, hatte ich selbst geholfen, die Kuchen vom Bäcker zu holen. Diese Riesenbleche und die gewellten „Baben", wie wir in Schlesien auf die Napfkuchen sogen. Baben mit Rosinen und Baben mit Mohn gefüllt. Ja, die Kuchen wurden immer in die gute Stube gestellt. Natürlich auch Pfefferkuchen. Das Schönste daran war dieser frische Duft von Gebackenem, von süß und lüstern Gewürztem. Fünfzehn Jahre war ich zu Weihnachten nicht daheim. Nun bin ich wieder einmal da. Und alles ist akkurat wie damals. Auf die Minute. Ich stehe in der guten Stube und atme den Kuchenduft. Ganz dieselbe Mischung wie vor Jahren. Nicht ein Atom hat sich in dem schwebenden Duft verschoben. Dazwischen hat es Krieg gegeben und manche Erschütterung in der Seele. Mutters Weihnachtskuchen aber duftet so herrlich wie in der Bubenzeit. Ja, dies sind die unausgesprochenen Gedichte des Lebens: so in Mutters guter Stube stehen und den Kuchenduft vor Heiligabend einatmen, sich erinnern und lächelnd weinen um diesen letzten Hauch der Jugend. Denn eins ist unwiederbringlich verloren: das ganz und gar befreite Kinderherz in der eigenen Brust.

Ach, die Herzen der Kinder! Ihr heimliches Blühen erfüllt seit Wochen die Welt. Engelträume verwehen in sie wie ein silberner Wind und sie klingen. Unbeholfen und inbrünstig weihen die Kinder mit kleinen Weihnachtsliedern die Dämmerungen. Die Welt ist ihnen voll von wandernden Schaukelpferden und Eisenbahnen in den Wolken, und wenn der Schnee fällt, ist das schon Wegbereitung des Christkindes. Bilderbücher groß wie ein Haus blättert der Wintersturm in ihren erwartungsheißen Träumen. Jedes geheimnisvoll dreinleuchtende Licht an der Wand oder hinter den Fenstern ist ihnen unirdisch. Jedes Geräusch ist Flügelschlag der Engel oder Stapfen des Weihnachtsmannes. Wir armseligen Großen wandern durch den winterlichen Blumengarten der Kinderherzen mit zärtlicher Wehmut und halten die Hände darüber, daß nichts den Zauber der Erwartung zerstöre.

Und unsere schönste Freude in diesen Adventtagen: festliche Freude ersinnen zu dürfen. Die Schaufenster, hinter denen das Lebkuchen-Schlaraffenland und die Spielzeugwelt träumen, zu erlösen von den plattgedrückten Kindernasen — die durch keine Ablehnung mehr zu stillende Sehnsucht der Kinderseelen endlich, endlich am heiligen Abend zu befriedigen.

All die dazu notwendigen Einkäufe sind kein gewöhnlicher Tauschhandel zwischen Geld und Ware — Käufer und Verkäufer handeln mit liebevollem Lächeln um die tausend Dinge, die da alle Geschenk werden sollen — ganz Deutschland wird zum Weihnachtsland, das ganze deutsche Volk ein einziges riesengroßes Kinderherz, in dem die ewig wundersamen Träume, die der leuchtende Weihnachtsbaum entflammt, lebendig werden.

Gewiß: es gibt auch kühle, hastige Käufer. Die da sagen: Geben Sie mir irgend etwas für ein siebenjähriges Mädel! Oder: Was schenkt man denn in diesem Jahr seiner Schwiegermutter? Die sich Weihnachten um wie einen Besen unter den Arm klemmen und dabei denken: Gott sei Dank, nun ist auch dieser Einkauf erledigt. Das sind Menschen ohne Weihnachtsseelen. Die wissen nicht, worum es geht. Und wenn sie noch so protzig schenken, sie werden sich ärgern müssen; denn die Empfänger werden merken, daß sich der Geber nur einer nun mal üblichen Sitte ohne innere Anteilnahme fügt. Glückseligkeit empfinden und bereiten, friedfertige, jungfrohe Glückseligkeit — das ist das weihnachtliche Grundgesetz der Seele.

Du bist kein Käufer, und du kein Händler in den Weihnachtswochen! Du wirkst im größten Spiel der Liebe, das je auf Erden gespielt ward: ein Volk bereitet seine Weihnacht! Es sehnt sich nach dem Licht in der Finsternis! Es jubelt einander zu: Zündet an! Höher die Herzen! Wehe der deutschen Seele, die nicht mehr weihnachtsfroh werden könnte! Sie bekäme damit den Beweis, daß sie völlig entwurzelt, daß sie ein dürrer Ast am großen Baum des Volkes geworden ist. O ihr Trübseligen, lest diesen wahrhaft geschriebenen Kinderbrief, hört die Verzweiflung eines Kindes über seine nicht mehr weihnachtsfrohen Eltern:

„Mein Mutterle ist immer krank, ich kann gar nicht mehr mit ihr lustig sein. Auch mein Papa ist nicht mehr so voller Jux wie sonst. Ich hab schon viel gebetet, bin auch recht brav. Bloß ganz wenige paar Mal war ich nicht brav. Nun hab ich gedacht: Christkind muß helfen. Ich weiß, Mutter wird zu Weihnachten gesund sein."

Solch Weihnachtsglaube in jedes deutsche Herz, ja auch in die Herzen der Kranken, der Verzagten und der Schicksalsgeschlagenen, ach, gerade in diese — und die Millionen an Geld, die das Weihnachtsfest von Hand zu Hand gehen läßt, bedeuten einen Bruchteil des seelischen Volksvermögens, das durch solche innere Bereicherung ums Vielfache gesteigert würde.

Daher: die winzigste Gabe, der kleinste Apfel, das armseligste Bäumchen — hüllt alles in Glückseligkeit. Denn nicht nur die Lebenden feiern dies Fest mit, dies älteste der Deutschen: die Kraft der Jahrtausende ist in seinem tiefsten Wesen verborgen., und wer in seine letzten Geheimnisse hineinhorcht, dem werden die Vorfahren bis in graue Urzeit lebendig, und diese großen Gedanken bringen Frucht und Licht dem Herzen.

Phantastisches Eheerlebnis.

Ein seltsames Zwiegespräch vor Weihnachten.

Der Gatte (vielversprechend): Also, mein liebes Kind, was soll dir denn heuer der Weihnachtsmann bringen?

Gattin: Nichts, mein Liebling.

Gatte: Nichts???

Gattin: Gar nichts. Im Gegenteil! Ich bitte dich, mir nichts zu kaufen.

Gatte: Ja, aber . . ., ist verstehe nicht . . .

Gattin: Wir haben uns doch immer so gut verstanden.

Gatte: Meine Gute! Habe ich dir schon gesagt, daß mein Gehalt aufgebessert wurde?

Gattin: Aber Eduard!

Gatte: „. . . daß ich außerdem eine Weihnachtszulage erhielt?

Gattin: Das brauchst du mir doch alles nicht zu sagen!

Gatte: Mit diesem Geld, so dachte ich . . .

Gattin: Dieses Geld sollst du sparen!

Gatte: Ich dachte, dir einmal ein richtiges, großes Weihnachtsgeschenk zu machen.

Gattin: Das kommt gar nicht in Frage, mein Lieber.

Gatte: Du hattest doch immer so viele Wünsche.

Gattin: Damit ist es ein für allemal vorbei.

Gatte: Wie wäre es mit einem Pelz?

Gattin: Eduard, mein Liebster, was fällt dir eigentlich ein?! Ich trage meinen Tuchmantel schon seit drei Jahren. Das ist wieder ein Beweis, daß du mir immer das Beste kaufst. Ich werde ihn sicher noch zwei Jahre tragen können, dann lasse ich ihn umarbeiten und du hast wieder eine Menge Geld erspart.

Gatte: Mein geliebtes, praktisches bescheidenes Hausfrauchen! Eben weil ich dir schon so lange nichts geschenkt habe, so bin ich diesmal fest entschlossen . . .

Gattin: Komm! Schenk mir einen Kuß! (Sie küßt ihn herzlich.)

Gatte: Das ist alles?

Gattin: Das ist für mich mehr als das teuerste Geschenk.

Gatte: Einen Brillantring müßte man einer so bezaubernden Frau kaufen!

Gattin: Eduard, wo denkst du hin? Du hörst doch, daß du mir nichts kaufen sollst! Laß dir das Geld und . . .

Gatte: Ach, ich verstehe. Du möchtest also, mein Liebling, daß ich dir nichts kaufe, sondern dir lieber das Geld gebe!

Gattin: Ich brauche kein Geld, Eduard.

Gatte: Wofür soll ich denn dann sparen?

Gattin: Du wolltest doch immer eine große Urlaubsreise machen!

Gatte: Endlich verstehe ich! Du willst also, daß wir fortfahren . . .

Gattin: Nicht wir — du! Ich werde nicht mitfahren. Das käme doch viel zu teuer.

Gatte: Du warst aber schon zwei Sommer nicht am Land!

Gattin: Arbeiten und plagen mußt doch du dich . . . Darum brauchst auch nur du auf eine Erholungsreise zu gehen.

Gatte: Ich soll allein . . ., ohne dich . . .?

Gattin: Allein sollst du reisen! Alle deine Ersparnisse sollst du mitnehmen! Wenn ein noch so junger und hübscher Mann, wie du es bist, auf Reisen geht, dann braucht er ziemlich viel Geld . . . Du sollst deine Freizeit genießen können.

Gatte: Was aber wirst denn du . . .?

Gattin? Ich werde inzwischen die Wohnung gründlich reinigen. Wenn ich genügend Zeit habe, dann werde ich alles allein machen und mir so das Geld für die Bedienerin ersparen . . . Das kannst du mir dann vom Wirtschaftsgeld abziehen . . .

*

Hier erwachte der Gatte und merkte, was sich der Leser wohl schon längst gedacht — daß er geträumt hatte.

F. H. in den „Wiener Neuest. Nachr."



Bunte Chronik



Teepaket für das Jahr 2039.

Am 10. Januar 1939 wird in London eine seltsame Zeremonie vollzogen, die erst nach hundert Jahren ihre Krönung findet. Zur Feier des hundertjährigen Jubiläums der ersten englischen Teeproduktion in Indien wird von einer Kommission von Feinschmeckern oder genauer von Teeschmeckern feierlich ein Päckchen Tee vergraben, das die Aufschrift trägt: Nicht vor dem 10. Januar 2039 zu öffnen! Das Jubiläum wirft also seine Schatten sozusagen nach rückwärts wie nach vorwärts. Natürlich wird dieses Teepaket nicht einfach „vergraben". Es erhält als Hülle ein Säckchen aus Pergament. Dann wird es in eine Aluminium-Dose und diese wiederum in eine dicke Bleikiste, man kann schon sagen einen Bleisarg, gelegt. Das Ganze wird dann in die Erde gebettet. Man will dann sehen — allerdings werden es andere Augen sein — ob der Tee nach hundert Jahren noch sein typisches Aroma erhalten hat. Übrigens soll dieses hundertjährige Teejubiläum auch in anderer Weise das Aufsehen der Öffentlichkeit auf sich lenken. Es soll ein Umzug englischer Elefanten durch die City von London veranstaltet werden, wobei die malerischen Tiere mit großen Paketen Tee beladen sind.



Lustige Ecke





„Herr Oberst — hm! — Herr Oberst, ich befürchte, daß Sie einen von Ihren Orden verloren haben müssen, als wir vorhin tanzten!"

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg